

MARCELLO SIMONI

DIE ABTEI DER
HUNDERT TÄUSCHUNGEN

MITTELALTER-THRILLER

Aus dem Italienischen
von Barbara Neeb und Katharina Schmidt

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel »L'abbazia dei cento inganni« bei Newton Compton editori, Rom.



© Marcello Simoni

© der deutschsprachigen Ausgabe: Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Montage: Valentino Sani/Arcangel Images, robodread/
Depositphotos.com, shutterstock.com/gmstockstudio, shutterstock.com/
Morphart Creation

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2018

ISBN 978-3-7408-0435-0

Mittelalter-Thriller

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Selig sind die Augen, die sehen, was ihr seht.

(Lukas 10,23)

PROLOG

Wälder um Ferrara
7. Januar 1349

Der Wolfsjäger schlich langsam zwischen Weiden- und Eichenstämmen über den Schnee. Der Mond stand noch hoch, die Morgendämmerung zeigte sich als schwacher Silberstreif zwischen dem Himmel und den weiß verschneiten Wipfeln. Der Mann hielt seine Fackel hoch in die Luft, ließ die Flussdämme hinter sich, während er, die Augen fest auf den Boden geheftet, auf der Suche nach Spuren in nördliche Richtung weiterzog.

Er betrieb dieses Geschäft von Kindesbeinen an, zunächst zusammen mit seinem Vater und später dann allein. Der Wolfsjäger hasste die Menschen, noch mehr allerdings Hunde, nichtswürdige Tiere, die unterwürfig ihrem Herrn dienten. Es gab nur einen Ort, an dem er sich zu Hause fühlte, den Wald, denn nur dort erregten sein wilder, struppiger Bart und sein grimmiges Wesen weder Verachtung noch Spott.

Ein fernes Heulen ließ ihn innehalten und nach dem Dolch greifen, den er unter dem Fellumhang trug. Doch er holte ihn nicht heraus. Obwohl dieser Laut so schaurig klang wie das Gelächter des Teufels, wusste er, dass er die Stille weitaus mehr zu fürchten hatte. Denn aus ihr krochen die schlimmsten räuberischen Kreaturen.

Sollen sie doch kommen, dachte er. Er durchstreifte ein Gebiet, in dem überall Fangeisen und Fallen verteilt waren. Nur er allein kannte die Stellen, an denen sie sich befanden. Falls sich irgendein wildes Tier zeigte, wüsste er schon, wohin er es locken müsste, damit es seine Pfoten an die richtige Stelle setzte. Seit mehr als einer Woche war ihm jedoch kein Wolf mehr in die Fallen gegangen. Diese vermaledaiten Viecher wurden mit jeder Nacht schlauer, trotz der

Kälte, die sie hungrig machte und die sie immer weiter in die Nähe von menschlichen Ansiedlungen trieb.

Während das Heulen sich im Wind verlor, begann der Jäger, seine Fangeisen der Reihe nach zu kontrollieren, legte, wo nötig, neue Köder aus Schlachtabfällen aus. Die verlockendsten Bissen steckte er auf lange Ruten, die am Stamm einer Rosskastanie befestigt waren, und ging dann zu der leichten Senke, in der er am Vortag mit Gift getränkte Überreste einer Ziege platziert hatte. Er war gezwungen, diese Köder weitab von den Waldwegen auszulegen, wo nur wilde Tiere sie entdecken würden, denn das *herba luparia* würde nicht nur diese töten, sondern jeden, der in Zeiten der allgemeinen Hungersnot selbst einen halb verwesenen Kadaver noch verlockend fände.

Daher nahm er nicht an, dass irgendein Mensch das Gerippe fortgeschleppt haben könnte, als er bemerkte, dass es nicht mehr am ursprünglichen Platz lag. Er fand es zwanzig Schritt weit entfernt unter einem Wacholderbusch. Den Spuren nach zu schließen hatte ein Wolf es dorthin gezerrt und halb aufgefressen, ehe er weitergezogen war und nun irgendwo am Gift verendete. Der Jäger folgte den Abdrücken im Schnee in der Hoffnung, ein Weibchen zu finden. Für diese wurde nämlich besser gezahlt. Besonders, wenn sie trächtig waren. Er untersuchte einen Blutfleck vor seinen Füßen und folgte der Spur, den gezückten Dolch nach unten gerichtet, bereit zuzustoßen. Vielleicht lebte das Tier ja noch und würde sich wehren, auch wenn es im Sterben lag.

Die scharlachroten Tropfen führten ihn zu einer Stelle, an der das Gestrüpp dichter wurde, bis zu den Wurzeln eines großen Baumes. Dort lag der Wolf. Ein mageres Exemplar, das Fell von der Krätze zerfressen und das Maul voller Blut.

Mit einem enttäuschten Seufzer steckte der Jäger den Dolch wieder ein. Ein so stark beschädigtes Fell konnte er nicht gebrauchen. Er beugte sich dennoch über das tote Tier, um das Geschlecht festzustellen, als plötzlich im Dickicht aufflackernde Lichter seine Aufmerksamkeit erregten.

Er kauerte sich hinter den Stamm und sah einige Gestalten, wie sie zwischen den Bäumen hervortraten. Kutten, Umhänge und lange Kapuzen, Laternen, um die Dämmerung zu erhellen. Es waren höchstens fünfzehn, von denen auf den ersten Blick keine bewaffnet zu sein schien. Und doch, je näher er sie kommen sah, desto stärker wuchs seine Angst. Ehe man ihn bemerkte, löschte er seine Fackel und beobachtete von seinem Versteck aus weiter das Geschehen.

Wie ein Zug von Gespenstern bewegte sich die Prozession über den verschneiten Boden bis zu einer Stelle, an der die Zweige der Sträucher sich zu einer Art Bogen verflochten und ein Portal in die Finsternis formten. Doch all das ängstigte den Jäger nicht allzu sehr.

Auf einmal jedoch musste er einen Schrei unterdrücken. Er brach Hals über Kopf auf, um sich hinter die ihm so verhassten Stadtmauern zu flüchten, als er sah, was den Kopf des Zuges bildete.

Eine Frau auf dem Rücken einer Bestie.

Eines Tiers, das es, wenn überhaupt, nur an einem Ort geben durfte: in der tiefsten Hölle.

ERSTER TEIL
DER BOGEN AUS LICHT

Abtei Santa Maria di Pomposa
 10. Januar 1349

Gualtiero betrachtete die Wölbung der Apsis, dann die Fresken auf der Wand darunter. Heilige, Engel und Selige waren um den Christus *Pantokrator* versammelt, fügten sich perfekt in die Abmessungen des Bogens, der so zu einem Portal in die Ewigkeit wurde. Im Laufe der letzten Jahre hatte er sich schon oft vorgestellt, wie er selbst dieses Thema darstellen würde, und hatte dabei in Gedanken ständig die Abfolge der Bilder, der Farben und sogar die Nuancen der Schatten verändert, auf der Suche nach Vollkommenheit. Schließlich hatte Gualtiero sich damit abfinden müssen, dass sein Traum von einem anderen verwirklicht wurde.

Daher richtete er seine Augen mit einer gewissen Verbitterung auf den bärtigen Mann, der über ihm auf einem Gerüst stand und mit einem Fehhaarpinsel letzte Hand an sein Werk legte. Gerade arbeitete er an den Flügeln des Erzengels Michael, den er während der Seelenwägung abgebildet hatte. Gualtiero war fasziniert. Er hatte in den wenigen Tagen bei *Mastro Vitale de Equis* mehr gelernt als von seinem Vater während ihres ganzen Lebens auf Wanderschaft, und nun wusste er genau, was für eine Art Maler er werden wollte.

Da es Vitale an Hilfskräften mangelte, hatte dieser ihn als Gehilfen angenommen, allerdings unter der Maßgabe, dass er mit ihm nicht das Geld teilen musste, das der Abt für das Fresko ausgelobt hatte. Meist hatte Gualtios Aufgabe zwar nur darin bestanden, die Farbpigmente vorzubereiten, den Putz aufzubringen und schwere Gegenstände umzustellen, aber er hatte trotzdem großen Nutzen aus dieser Zeit gezogen und sich abgeschaut, wie der *magister pintor* den Gesichtern Anmut und den Figuren Plastizität verlieh. Fragen

zu stellen hatte er vermieden, da er wusste, wie sehr Künstler sich scheuten, ihre Geheimnisse preiszugeben. Außerdem hatte Gualtiero gehört, dass Mastro de Equis rasch den Pinsel mit dem Dolch vertauschen konnte, den zu führen er angeblich bei der Bürgerwehr des Viertels Porta Stiera in Bologna gelernt hatte.

»Seht Ihr Fehler?«, fragte der Maler plötzlich und kletterte vom Gerüst herab.

Gualtiero hatte das Gefühl, er erwartete jetzt ein Lob von ihm. Lächelnd breitete er die Arme aus. »Ich sehe keinen«, sagte er und widmete sich wieder dem unteren Teil des Freskos, das das Leben des heiligen Eustachius, des Schutzpatrons gegen die Pest, abbildete.

Nach anfänglichem Zögern hatte Abt Andrea beschlossen, Eustachius mehr Kampfgeist zu verleihen, um mit diesem Bildnis dem Schrecken des Schwarzen Todes, der in den Landen der Emilia und der Romagna immer noch Opfer forderte, etwas entgegenzusetzen. Dennoch war es seltsam, an einem Ort des Gebets einen Heiligen auf einem Pferd zu sehen. Aufrecht im Sattel sitzend, dem Hirsch gegenüber, der ein Kruzifix in seinem Geweih trägt, zeigt Eustachius sich kriegerisch, der Falke auf seinem linken Arm verstärkt diesen Eindruck noch. Vitale musste zugeben, dass sein Bild einer Miniatur ähnelte, die Gualtiero vor einigen Monaten geschaffen hatte, was diesen mit Stolz erfüllte.

»Und was werdet Ihr nun tun, Meister?«

Ehe er antwortete, ließ de Equis seinen Blick über die langen Wände des Kirchenschiffs schweifen, die von alten und inzwischen verblassten Fresken bedeckt waren. Sie hätten restauriert werden müssen, aber die Abtei verfügte nicht über ausreichende Mittel, um ihn damit zu beauftragen, geschweige denn dafür, ein Werk *ex novo* anfertigen zu lassen. »Ich werde nach Bologna zurückkehren«, erklärte Vitale und strich sich mit den farbverschmierten Fingern über das Kinn. »Ich muss mich um meine Werkstatt kümmern und habe Aufträge zu erfüllen.«

»Ich frage mich, ob Ihr nicht zufällig –«

Vitale unterbrach Gualtiero mit einer Handbewegung. »Glaubt Ihr wirklich, ich wüsste nicht, was Ihr sagen wollt? Diese Frage treibt Euch seit unserer ersten Begegnung um.« Er betrachtete ihn mit aufrichtigem Bedauern. »Ihr scheint begabt, aber ich habe bereits einen Lehrling. Besser gesagt, einige. Ganz abgesehen davon seid Ihr für diese Aufgabe zu alt.«

»Aber ich habe bereits Erfahrung«, entgegnete Gualtiero, dessen Gesicht sich gerötet hatte. »Mein Vater war ein *Mastro pittore*. Ehe er starb, hat er mir alles beigebracht, was er wusste.«

»Ihr müsstet dennoch wieder von vorn beginnen. Ich habe meine eigenen Methoden und verlange, dass diese befolgt werden.«

Gualtiero ballte die Fäuste. Schließlich hatte er nicht nachgefragt, weil er sich zu viel anmaßte, sondern weil er dringend einen Beruf finden musste, um für sich und seine Liebste den Lebensunterhalt zu verdienen. Und ganz gleich, wie sehr er sich auch das Hirn zermarterte, er sah keine andere Lösung, als das eigene Talent zu nutzen. »Ihr habt recht, ich bin schon fast zwanzig«, gab er zu. »Dennoch würde ich die niedersten Aufgaben übernehmen, nur um Euch zufriedenzustellen.«

De Equis zögerte, aber ehe er noch etwas sagen konnte, ließ ihn ein Geräusch sich dem Eingang der Kirche zuwenden. Die Tür öffnete sich mit einem lang gezogenen Knarren, und eine in einen Kapuzenumhang gehüllte Gestalt trat ein.

Der Mann schloss hastig die Tür, um den pfeifenden Wind draußen zu halten, und kam durch das Kirchenschiff auf sie zu. Dabei schüttelte er den Schnee von der *Garnache*, die er über seiner schwarzen Kutte trug. Ein Hund folgte ihm hinkend.

»Ehrwürdiger Abt«, begrüßte ihn Vitale mit einer Verbeugung.

Pater Andrea beachtete ihn nicht weiter, sondern schob stumm die Kapuze nach hinten, um das Fresko der Apsis besser bewundern zu können. Er war immer häufiger in der Kirche erschienen, und jeder Besuch hatte ihn zufriedener zurückgelassen. Doch so glücklich wie in diesem Augenblick hatte der Abt noch nie gewirkt. Er nickte

beifällig und ließ den Blick über die tiefgründige Miene Christi und seine selig lächelnden Anhänger schweifen. Dann betrachtete er die vier Evangelisten weiter unten, die an ihren Schreibpulten sitzend dargestellt waren, und schließlich den Zyklus über den heiligen Eustachius. Als Letztes musterte er den Mönch, der zwischen dem Pantokrator und der engelshaften Madonna kniete. Dieser war fast schon am Rand des Freskos angeordnet, und er war auch der Einzige ohne Aureole, was ihm zusammen mit seiner Tonsur und dem bartlosen Gesicht eine entwaffnende Schlichtheit verlieh. »Wenn ich mich so unter all diesen Heiligen abgebildet sehe«, sagte Abt Andrea, »fühle ich mich etwas unwohl dabei, möchte ich doch keinesfalls, dass meine Mönche mir übermäßigen Hochmut vorwerfen könnten.«

»Falsch wäre es nur, wenn Ihr auf diesem Bild fehltet«, entgegnete Vitale. »Schließlich seid Ihr der Auftraggeber dieses Werks.«

»Das wäre ich, wenn die Goldflorin, mit denen ich Euch bezahle, aus meiner eigenen Tasche stammten«, wehrte Andrea ab.

»Das ist mir bewusst. Ein französischer Ritter, habe ich gehört ...«

Abt Andrea lächelte nur und ging nicht auf das Thema ein, dann zeigte er auf das Fresko. »Ihr habt meinen Beifall, Mastro de Equis. Das ganze Kirchenschiff erstrahlt in neuem Glanz.«

»Ihr schmeichelt mir, ehrwürdiger Vater. Außerdem gilt: *Color est lux*.«

»Gut gesprochen, da wir uns in einem Benediktinerkloster befinden«, sagte Andrea spöttisch. »In einem Zisterzienserkloster würden wir der *vanitas* bezichtigt.« Er wartete ab, bis ihm der Maler zustimmte, dann wandte er sich Gualtiero zu. Als er dessen verzweifelte Miene bemerkte, runzelte Andrea die Stirn. »Kommt mein Besuch gerade ungelegen?«

»Keineswegs«, sagte de Equis. »Obwohl Euer Miniaturist –«

»Ich bin kein Miniaturist mehr«, stellte Gualtiero richtig und brach damit sein Schweigen.

»Ihr könntet es jederzeit wieder sein.« Abt Andrea klang hoff-

nungsfroh. »Eure *Illuminationen* auf Pergament sind ebensolche Meisterwerke wie die Fresken der Apsis von Mastro Vitale.«

Gualtiero war durchaus empfänglich für Lob, aber diese Worte kamen ihm übertrieben schmeichelhaft vor. »Ich danke Euch«, sagte er und neigte leicht den Kopf, »doch Ihr dürft es mir nicht übel nehmen, wenn ich es vorziehe, in die Fußstapfen meines Vaters zu treten.«

Andrea zuckte zusammen. »Eures ... Vaters?«, rief er erschrocken.

Gualtiero schaute ihn zunächst erstaunt, dann voller Verachtung an. »Ja, meines Vaters!« Obwohl er die Identität seiner wahren Eltern nur einem einzigen Menschen enthüllt hatte, einem Freund, dem er vertraute, war er doch nicht so naiv anzunehmen, dass niemand sonst dieses gefährliche Geheimnis kannte. Doch hätte er dabei niemals an den Abt von Pomposa gedacht. »Der Mann, der sich um mich gekümmert hat, seit ich in Windeln lag: Mastro Sigismondo de' Bruni, der ungerechtfertigt gehenkt wurde. Habt Ihr ihn vielleicht bereits vergessen?«

»Wie ich Euch gerade erklärte«, ging Vitale dazwischen, der nicht begriff, was da gerade vorging, »ich kann ihn nicht zu meinem Lehrling machen, weil –«

»Ja, und?«, fuhr Gualtiero nun auf und entlud seinen Zorn an ihm. »Dann empfiehlt mich eben einem Meister, der es mit Euch aufnehmen kann!«

Mit nervösem Lachen wich de Equis zurück. »Etwas zu beharrlich, unser de' Bruni!«

»Etwas zu verblendet, wolltet Ihr wohl sagen.« Abt Andrea schien seine unglückliche Bemerkung inzwischen vergessen zu haben. Mit grimmiger Miene umrundete er Gualtiero und musterte ihn so genau, als wollte er seine Gedanken lesen. »Obwohl er diverse Gründe angeführt hat, hat er bislang nicht erklärt, weshalb er wirklich einen Beruf ergreifen möchte.«

Gualtiero verschränkte die Arme vor der Brust. »Bei allem Respekt, das ist meine Sache.«

»Dies stellt niemand in Abrede, mein Sohn«, fuhr Andrea fort.
»Und dennoch möchte ich nicht, dass Ihr, nur weil Ihr ein Weib nehmen wollt, Eure Zukunft wegwerft.«

Als er hörte, wie mit solcher Oberflächlichkeit über ihn geurteilt wurde, hätte Gualtiero beinahe die Kontrolle über sich verloren. Nur um unangenehme Folgen zu vermeiden, verbarg er seine Wut und setzte ein gezwungenes Lächeln auf. »Ihr wisst wohl, wie sehr ich Euch schätze, *abbas*. Dennoch ist die Zeit vorbei, in der Ihr für mich entscheiden konntet.«

»Wenn ich mir das in der Vergangenheit erlaubt habe, dann nur, um Euch vor den Fallstricken der Welt zu bewahren und vor den noch schlimmeren Folgen, die sich aus Eurem aufbrausenden Wesen ergeben. Und jetzt ... jetzt ... diese Besessenheit für ein Weib!«

»Sagt so etwas nicht! Hofft Ihr etwa immer noch, aus mir einen Mönch zu machen?«

Pater Andrea wandte den Blick ab. »Das war nicht der Grund, aus dem ich mit Euch sprechen wollte. Ich habe Euch einen Vorschlag zu machen, und ich hoffe, Ihr habt so viel Verstand, Ihn zumindest zu erwägen ...«

Ehe er noch etwas hinzufügen konnte, war draußen vor der Kirche ein helles Wiehern zu vernehmen. Die drei Männer verstummten schlagartig und lauschten den Geräuschen. Anscheinend war eine Gruppe Wanderer in der Abtei angekommen.

Erbost über die Unterbrechung eilte Andrea mit energischen Schritten über den Mosaikboden zum Eingang und riss das Portal auf. Vor ihm lag der schneebedeckte Hof, in dem sich die Bogengänge des Kreuzgangs gegen den grauen Himmel abhoben. Wenige Schritte von ihm entfernt rissen zwei Reiter an den Zügeln ihrer Pferde, um deren Temperament zu bändigen.

»Was führt Euch hierher, *Messeri*?«, rief der Abt laut und versuchte, das Heulen des Windes zu übertönen.

»Der Bischof«, erwiderte einer von ihnen. »Er schickt uns, um nach einem Ritter zu fragen, Maynard de Rocheblanche.«

»Rocheblanche?«

»Befindet er sich noch innerhalb dieser Mauern?«, fragte der Reiter.

»Ja, aber ...« Abt Andrea sah sich unangenehm berührt um. »Jetzt ist er nicht da ... Er jagt in den Wäldern.«

Der Mann, der als Erster gesprochen hatte, stieß einen Fluch aus. »Schickt sofort jemanden aus, ihn zu suchen. Wir können nicht warten.«

»Ich werde gehen!«

Überrascht sah Andrea sich nach Gualtiero um.

Dieser war bereits auf dem Weg nach draußen. »Ich weiß, wo ich Messer Maynard finden werde. Ich bitte um die Erlaubnis, mir ein Pferd der Abtei auszuleihen.«

Andrea war versucht, ihm dieses zu verweigern, aber die ungeduldigen Mienen der Boten zwangen ihn zuzustimmen. »Nehmt Rufus, er ist am schnellsten.« Er seufzte ergeben. »Aber gebt acht.«

Gualtiero hatte ihm bereits den Rücken zugekehrt und war auf dem Weg nach draußen.

Andrea blickte ihm nach, bis er ihn im reinen Weiß des Schnees nicht mehr erkennen konnte. Er fasste sich und wandte sich wieder den Boten des Bischofs zu. »Nun denn, was wollt Ihr von Rocheblanche?«

Rufus' Hufe jagten fast geräuschlos über den schneebedeckten Pfad. Gualtiero duckte sich möglichst tief in den Sattel, hielt die Zügel fest umschlossen und kniff die Augen zusammen, um sie vor den weißen Eiskörnchen zu schützen, die ihm der Wind ins Gesicht blies. Er trug nur eine einfache Wolltunika, darüber einen *Chaperon* und lederne Beinlinge, er war jedoch so in Gedanken versunken, dass er die Kälte nicht spürte. Mit einem Wutschrei stieß er seinem Pferd die Fersen in die Seiten, um es anzutreiben. Was erlaubte sich dieser alte Mönch? Wie konnte er es wagen, über Gefühle zu sprechen, die er selbst nicht kannte! Noch ein Wort, und er hätte den Abt angeschrien, obwohl dieser ihm in den schwierigen Momenten der letzten Zeit beigestanden hatte. Der Verlust seiner Eltern war für ihn nur der Auftakt zu etlichen Schicksalsschlägen gewesen, die ihn mit jenem schweigenden Gott hadern ließen, einem Gott, der so anders war, als er auf den Fresken der Kirchen dargestellt wurde. Daher sollte der ehrwürdige Andrea ihm besser keine Predigten halten!

In schwindelerregendem Galopp jagte Gualtiero über den verschneiten Weg zwischen den kahlen Baumgerippen hindurch und stellte sich dabei vor, dass er gegen jeden Fallstrick, jedes Leid und gegen all jene anstürmte, die sein Leben auf den Kopf gestellt hatten. Als durchscheinende Gesichter zogen sie an ihm vorbei. Einige waren die tatsächlich lebender Menschen, andere manifestierten sich als grauenerregende Ungeheuer. »Hol sie doch alle der Teufel!«, fluchte er.

Gualtiero riss an den Zügeln seines Pferdes, um nicht in einem Dornengestrüpp zu landen, und bog scharf nach links auf einen immer enger werdenden Pfad ab. Von hier an wurde der Schnee tiefer, sodass er nicht mehr galoppieren konnte. Doch dies kümmerte ihn nicht, da er bereits an der Stelle angelangt war, die Maynard de

Rocheblanche für gewöhnlich aufsuchte. So viele Male hatte er ihn von dem verlassenen Gräberfeld im Wald reden hören, auf dem er, wie er erzählte, den Hauch der Vergangenheit spüren konnte. Als Gualtiero den alten Friedhof erreicht hatte, verstand er, was Maynard damit meinte. Und während er im Schritt über die mit alten Gräbern übersäte Lichtung ritt, kam er sich wie ein Eindringling vor. Dort stand knapp ein Dutzend alter Grabsteine, deren Inschriften durch den Zahn der Zeit unleserlich geworden waren. Pater Andrea zufolge waren sie für Langobarden errichtet worden, tapfere Krieger, die in einer lange zurückliegenden Schlacht gefallen waren.

An einer Stelle, wo die Bäume wieder dichter standen, fand er Maynards Rappen an einem Stamm angebunden. Gualtiero saß ab, strich Rufus sanft über den Rücken und kauerte sich neben die erloschenen Reste eines kleinen Feuers. Rocheblanche musste vor Sonnenaufgang eingetroffen und dann zu Fuß ins Unterholz vorgedrungen sein. Es war unmöglich, zu sagen, wann er wiederkehren würde oder wo er sich gerade befand.

Gualtiero hatte nichts dagegen, zu warten. Schließlich musste er eine schwierige Entscheidung treffen und brauchte Zeit zum Nachdenken. Er setzte sich auf den Boden, fegte den Schnee von den verkohlten Zweigen und brachte die Flammen mit seinem Feuerstein wieder zum Lodern. Was die bischöflichen Boten von Maynard wollten, wusste er nicht. In der Vergangenheit hatten sich die Beziehungen zwischen dem französischen Ritter und seiner Exzellenz Guido di Baisio zunächst als widersprüchlich, nach dem Eingreifen des Marchese von Ferrara sogar als gefährlich erwiesen. Aber darüber wollte er jetzt nicht nachdenken.

Ihm ging die unwillkürliche Reaktion Pater Andreas nicht aus dem Kopf. *Eures Vaters?* Einen Augenblick lang hatte Gualtiero geglaubt, Angst in dessen Augen wahrzunehmen. Konnte er wirklich Bescheid wissen? Wenn die Wahrheit bekannt würde, dann wäre er in großer Gefahr ...

Plötzlich brach ein schwarz gekleideter Mann zwischen den

Büschchen hervor. Groß, mit stattlichen Schultern, den Jagdbogen und eine lederne Tasche umgehängt. Er erhob die Hand zum Gruß, während er sich dem Feuer näherte. Schließlich holte er unter seinem Umhang ein Netz mit seiner Jagdbeute, die aus kleineren Wildtieren bestand, hervor und stellte es auf den Boden. »Mein Freund«, sagte er mit sonorer Stimme, »was bedrückt unseren ehrwürdigen Abt Andrea?«

Gualtiero erwiderte den Gruß. »Wer sagte denn, dass ihn etwas bedrückt?«

Maynard de Rocheblanche deutete auf den prächtigen Fuchs. »Sonst hätte er Euch wohl kaum erlaubt, auf Rufus hierher zu reiten.«

»Die Sache betrifft aber nicht Abt Andrea, sondern Euch«, erklärte Gualtiero. »Ihr werdet in der Abtei erwartet.«

»Von wem?«

»Von zwei Boten des Bischofs.«

Maynard runzelte die Stirn. »Haben sie gesagt, worum es geht?«

»Ich hatte keine Gelegenheit, mit ihnen zu sprechen. Ich habe mich gleich auf den Weg gemacht, um nach Euch zu suchen.«

»Zwei Boten, sagtet Ihr ... Bewaffnet?«

»Nicht mehr als gewöhnliche *missi*.«

Maynard setzte sich neben ihn und wärmte seine Hände am Feuer.

»Lassen wir sie warten.«

»Ihr werdet sie nur verärgern.«

»Sich ein wenig zu erhitzen wird ihnen bei dieser Kälte ganz gut tun.« Maynard sah Gualtiero durchdringend an. »Und nun erklärt mir, warum Ihr selbst hergekommen seid, anstatt einen Bediensteten zu schicken. Habt Ihr nicht am Fresko gearbeitet?«

»Das Fresko ist vollendet«, sagte Gualtiero finster. »Und Mastro Vitale de Equis hat mich als Lehrling abgelehnt.«

»Ich bin sicher, es gibt andere Werkstätten, die Eures Talents würdig sind.«

»Aber keine kann sich mit seiner vergleichen, Messere. Wenn Ihr sehen könntet, wie er malt! Wie er den Gesichtern Ausdruck verleiht.«

»Wollt Ihr vielleicht, dass ich ihn mit meinem Dolch kitzele?«, fragte Maynard mit einem spöttischen Lächeln.

»Macht Euch nicht über mich lustig.« Gualtiero sprang auf. »Ihr kennt meine Beweggründe nur zu gut.«

Maynard beobachtete den jungen Mann, der immer verzweifelter auf und ab lief. »Als ich Euch die Hand meines Schützlings versprach, hätte ich nie gedacht, Euch damit unter Druck zu setzen. Verzweifelt nicht, Ihr seid geschickt und hinreichend klug. Ihr müsstet nur Geduld haben.«

Als Gualtiero an einem Grabstein vorüberkam, strich er flüchtig mit der Hand darüber. »Ich fürchte, so einfach ist das nicht.«

Maynard starrte in die Flammen. Er wurde ernst. »Also gut. Wollt Ihr mir nun endlich den wahren Grund für Euren Besuch nennen?«

Gualtiero fragte sich, ob es klug wäre, ihm ehrlich zu antworten. Im ersten Moment war er einfach losgezogen, ohne einen Plan zu haben. Aber nun bezweifelte er, dass Maynard ihm überhaupt würde helfen können. Er wusste, er hatte dessen Neugier zu sehr geweckt, um sich nun einfach in Schweigen zu hüllen. Nach kurzem Zögern nickte er. »Ich habe etwas herausgefunden, das mich bedroht.«

»Worum handelt es sich?«

»Es betrifft meine Herkunft.«

Maynard nickte zum Zeichen, dass er verstanden hatte. Er öffnete seine verschränkten Hände, als wollte er einen Gedanken freigeben. »Ich habe viel über Euch nachgedacht«, gestand er. »Es fällt mir immer noch schwer, zu glauben, dass Eure Mutter zur Familie d'Este gehörte und einen einfachen Maler geheiratet hatte, nur um Euch zu schützen. Eine noble Geste, die äußerste Bewunderung verdient.«

Gualtiero entnahm diesen Worten ein Verständnis, wie es nur ein guter Freund oder Bruder aufbringen konnte, das ihn beinahe rührte. Maynard und er hatten zusammen vielen Gefahren getrotzt und ebenso viele Geheimnisse geteilt, aber bis zu diesem Moment hatte Gualtiero sich eigentlich nie als gleichrangig betrachtet. Doch dann überkam ihn mit Macht die Erinnerung an seine Mutter und

brachte ihm wieder jenen Moment zurück, als er sie schließlich, von der Pest gezeichnet, in Avignon wiedergefunden hatte. Er musste die Tränen zurückdrängen. »Ihr blieb keine andere Wahl. Sie musste vor ihrer Umgebung verbergen, dass ich der Sohn von Passerino de' Bonacossi bin, dem Herrn über Mantua, der von den Gonzaga ermordet wurde. Wenn dessen Feinde –«

»Habt Ihr Drohungen erhalten?« Maynard schien besorgt.

»Nein, Messere. Aber heute Morgen hatte ich kurz den Eindruck, dass Pater Andrea mein Geheimnis kennt.«

»Falls Ihr vermutet, dass ich ihm etwas gesagt haben könnte ...«

»Nein, gewiss nicht«, stellte Gualtiero schnell klar. »Als meine Mutter im Sterben lag, hat sie einen Prälaten erwähnt, der sie verraten hatte. Und heute ließ Abt Andreas durchdringender Blick den Verdacht in mir aufkommen, ob dieser Mann sein Wissen über sie an einen anderen weitergegeben haben könnte.«

Maynard ließ keine Gefühlsregung erkennen. Er zog einen Dolch hervor, um damit einige Streifen Trockenfleisch abzuschneiden, die er mit Gualtiero teilte. »Habt Ihr Beweise für Eure Annahme?«

»Nur so ein Gefühl. Aber ich schwöre bei Gott, ich musste bloß ›mein Vater‹ sagen, und schon zuckte der Abt zusammen.«

»Also, wenn ich Euch richtig verstanden habe, unterstellt Ihr, dass er dieses ›mein Vater‹ auf Passerino de' Bonacossi bezogen hat und nicht auf Sigismondo de' Bruni.«

»Genau.«

»Und nun seid Ihr gekommen, damit ich Eure Befürchtungen bestätige.«

Gualtiero biss in den Fleischstreifen und nickte.

Maynard seufzte. Ich kann leider keine Wunder wirken, schien er damit sagen zu wollen. Und doch musterten seine Augen die Klinge des Dolches, als könnte er dort eine Antwort finden. »Was wisst Ihr über den Prälaten, der Eure Mutter verraten hat?«

»Es war der Bischof von Ferrara.«

»Guido di Baisio?«

»Dessen Vorgänger. Monsignore Guido da Cappello, der die Anklagen wegen Häresie gegen das Haus d'Este unterstützte.«

Bei diesen Worten bedeutete Maynard, er wisse nun genug. Er stand auf, hob den Beutel mit der Jagdbeute vom Boden auf und befestigte ihn am Sattelknauf seines Rappen. Gualtiero hatte seine Haltung eines Kriegers stets bewundert, aber nun brannte er vor Ungeduld, seine Meinung zu hören. Er sah ihm zu, wie er einen Fuß in den Steigbügel stellte und sich mit einer Drehung in den Sattel schwang, und fürchtete schon, dass er ohne ein weiteres Wort aufbrechen würde.

Schließlich nickte Maynard. »Tatsächlich kann man fast mit Sicherheit annehmen, dass der alte Bischof dem neuen das Geheimnis eurer Mutter weitererzählt hat. Wenn wir außerdem berücksichtigen, wie freundschaftlich die Beziehungen zwischen Abt Andrea und seiner Exzellenz Guido di Baisio in letzter Zeit waren ...«

»Also gebt Ihr mir recht!«, rief Gualtiero erleichtert.

»Dazu ist es noch zu früh. Das ängstliche Zusammenzucken eines Mönches genügt noch nicht, um so eine These zu untermauern. Da muss man noch weiter forschen, Beweise suchen.« Er lächelte bitter. »Aber wenn sich am Ende Eure Befürchtungen bewahrheiten sollten ...«

»Darüber habe ich bereits nachgedacht.« Gualtiero stieg auf sein Pferd. »Ich werde von hier fliehen und Isabeau verlassen müssen.« Er verbarg seine bekümmerte Miene unter der Kapuze. »Ich will nicht, dass sie meinerwegen in Gefahr gerät.«

»Nicht nur Isabeau schwebt in Gefahr.« Maynard klang besorgt, und er senkte unvermittelt die Stimme. »Auch Euer größtes Geheimnis ist bedroht. Oder besser gesagt, unser Geheimnis.«

»Ihr meint ... oh! Falls man mich gefangen nimmt und mich zum Reden bringt ...«

»Kommt, noch ist es nicht an der Zeit zu verzweifeln.« Maynard spornete seinen Rappen an. »Jetzt folgt mir! Wir werden herausfinden, was die Boten des Bischofs zu sagen haben.«

Als sie die Abtei erreichten, waren die beiden Boten bereits wieder fort.

»Sie hatten es eilig, nach Ferrara zurückzukehren«, erklärte Pater Andrea, als er Maynard de Rocheblanche in seinem Arbeitszimmer im Innern des *palatium abbatis* empfing.

Maynard setzte sich ihm gegenüber auf einen Stuhl. Die Unterredung mit Gualtiero spukte ihm noch im Kopf herum, und er war noch schweigsamer als gewöhnlich. Er hätte den jungen Mann am liebsten nicht weiter beunruhigt, obwohl er wusste, dass die Dinge eine weitaus schlimmere Entwicklung nehmen könnten, als jener erwartete. Als sie in der Abtei angekommen waren, hatte er ihn gleich in die Stallungen geschickt, ohne ihm gegenüber die Bande der Loyalität zwischen dem Bischof und Monsignore Bertrand du Pouget zu erwähnen. Maynard konnte den Moment kaum erwarten, da er sich mit diesem gefährlichen Kardinal messen sollte, und doch fürchtete er sich vor allem, was seinem Erscheinen in Ferrara folgen würde. Sollte du Pouget sich in das ausgewogene Ränkespiel zwischen den örtlichen Potentaten einmischen, würde bald jedes Geheimnis zu einem Spielstein, der auf seinem Schachbrett der Täuschungen die Partie entscheiden konnte.

Als er die Pergamentrolle bemerkte, die Pater Andrea ihm hinhielt, wurde Maynard jäh aus seinen Gedanken gerissen. Er nahm die Rolle und untersuchte zunächst das bischöfliche Siegel, mit dem sie verschlossen war.

»Ehe sie gingen, haben die Boten darauf gedrängt, dass ich Euch das hier übergebe«, sagte Andrea.

Maynard betrachtete die Rolle misstrauisch. »Haben sie Euch etwas über den Inhalt verraten?«

»Sie haben nur etwas angedeutet. Monsignore Guido di Baisio verspricht darin anscheinend, Euch wieder in die Gunst des Mar-

chese und an den Hof zu bringen, wenn Ihr ihm einen bestimmten Gefallen erweist.«

»Das bezweifle ich stark. Wenn er die Gelegenheit dazu hätte, würde Marchese Obizzo d'Este mich eigenhändig umbringen.« Unschlüssig drehte er die Pergamentrolle in den Händen hin und her, doch seine Lust, diese zu öffnen, hielt sich in Grenzen. »Sonst nichts?«, fragte er nach.

»Nichts, was ich hätte erkennen können. Sobald ich versichert hatte, dass ich Euch die Botschaft persönlich übergeben würde, sind die beiden Männer sehr rasch aufgebrochen. Es wirkte, als hätten sie vor etwas Angst.«

»Angst«, wiederholte Maynard und schauderte unwillkürlich. Dieses Wort widerte ihn an, ebenso wie die Art und Weise, wie durch sie jeder wichtige Moment seines Lebens bestimmt wurde. Und die Macht, mit der die Angst das Menschengeschlecht im Griff hatte. Er erhob sich von seinem Stuhl, um dem Abt anzuzeigen, dass er gern das Thema wechseln wollte. »Man hat mir gesagt, dass das Fresko vollendet ist.«

Andrea blieb mit verschränkten Händen sitzen, verwirrt von Maynards Verhalten. »Nur dank Eurer Großzügigkeit, Messere.«

Maynard überhörte die Schmeichelei geflissentlich. »Ich würde es gern sehen. Jetzt.«

»Und die Botschaft des Bischofs?«

»Kann warten.«

Sie liefen durch das Schiff der Klosterkirche zur Apsis. Maynard betrachtete im Vorübergehen eine Schar Mönche, die das Werk von Mastro de Equis ebenfalls bewundern wollte, bevor er sich dem Fresko zuwandte. Er war von der Vielzahl an Bildern angetan, jedes mit charakteristischen Details und von einer ganz eigenen Eleganz, die sich über eine recht begrenzte Fläche erstreckten. Schlagartig begriff er, warum Gualtiero sich so sehr wünschte, ein Maler wie de Equis zu werden.

»Meine Goldflorin sind gut angelegt.«

»Das ganze Kloster ist Euch dankbar«, erwiderte Pater Andrea, der genau auf Maynards Reaktion achtete.

»Und ich bin Euch dankbar für Eure Gastfreundschaft und den Schutz, den ich hier erhalten habe.« Maynard legte dem Abt eine Hand auf die Schulter und führte ihn unter den Bogen eines Seitenschiffs, um das Fresko aus größerer Entfernung zu genießen. »Ich kann kaum ermessen, welches Opfer es für Euch gewesen ist, einem Fremden Asyl zu gewähren, der mit dem Herrn dieser Lande im Streit lag.«

Der Abt schüttelte verärgert den Kopf. »Obizzo d'Este ist Vikar des Papstes und Marchese von Ferrara, aber er kann sicher nicht innerhalb der Mauern von Pomposa den Ton angeben.«

Nun seid nicht naiv, war Maynard versucht zu sagen. Doch eigentlich wollte er auf ein anderes Thema zu sprechen kommen. »Nichtsdestotrotz habt Ihr den Mut bewiesen, seine Autorität in Frage zu stellen. Und nicht nur seine.«

»Wenn Ihr Euch auf den Bischof bezieht ...«, sagte Andrea zögerlich.

»Ich weiß, dass Ihr im Moment ein gutes Verhältnis zu ihm habt.«

»Nichts, worauf man stolz sein kann. Seine Exzellenz schätzt mich nur, weil ich ihm zu Zeiten der Pest Zuflucht gewährt habe.«

»Dann erklärt mir doch bitte Eure ständigen Besuche in Ferrara. Einmal pro Woche, soweit ich weiß.«

Irritiert von Maynards gehässigem Tonfall, wich der Abt einen Schritt zurück. »Spioniert Ihr mir etwa nach, Rocheblanche?«

Wären sie beide in ein Gefecht verwickelt gewesen, hätte Maynard nun angesichts dieses Rückzugs zum Todesstoß angesetzt. Er lächelte. »Ich beschränke mich darauf, zu beobachten. Ist das vielleicht eine Sünde?«

»Ihr habt nichts von Guido di Baisio zu befürchten«, erwiderte Andrea empört. »Selbst wenn in dieser Botschaft ...« Er zeigte auf die Rolle in Maynards Händen. Gleich darauf biss er sich auf die Zunge.